

# Allgemeine Mode-Zeitung

N<sup>o</sup> 9.

1845.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinien, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Die Quellen von Ischl.

Novelle von **Bernhard von Gusek.**

(Fortsetzung.)

3.

Der Abend war entzückend schön, die Berge schimmerten vom Nachglanze des Tages, im Thale walzten schon Schatten, aber die Luft wehte noch so mild und wohlthuend, daß nur Wenige, von Krankheit oder Geschäften gefesselt, in den Zimmern verweilten. Doctor Sill, nachdem er den Brunnenarzt gesprochen hatte, eilte in seine höher hinaufgelegene Wohnung zurück, um seine Tochter aus der nothgedrungenen Hast zu erlösen und mit ihr noch einen Spaziergang unter den funkelnden Sternen zu machen. Sie begegneten mehreren Reisefahrten, welche sie grüßten, zuletzt auch dem Wittmeister mit seiner jungen Frau. Diese hatte schon durch ihren Gemahl von dem Arzte, mit welchem er sich während der Ueberfahrt von Gmunden anziehend unterhalten, so wie von der hübschen Brünnette gehört, welche den Grafen heute um seinen Schutz gebeten hatte. Sie sprach daher in ihrer einfachen herzlichen Weise das junge Mädchen an und lud sie ein, sich, wenn ihr Vater sie öfters verlassen müsse, an sie anzuschließen, sie wolle Mutterstelle bei ihr vertreten. Doctor Sill fand für nöthig, gegen das mütterliche Alter der Gräfin im Vergleich zu seiner großen Tochter zu protestiren, was die Gräfin gutmüthig lächelnd anhörte, worauf sie den Arm ihres Gatten verließ und

mit Ida vorausging, während die beiden Männer ihr Gespräch über allgemeine Interessen wieder aufnahmen. Der Maschinenbauer aus Manchester, von Schmalnauer's Kaffeehaus heimkehrend, kreuzte noch ganz zuletzt über ihren Weg, schien Ida jedoch nicht wieder zu kennen. Er hatte vielleicht bei kälterem Blute ein Rechenexempel angestellt und gefunden, daß er im Begriff gewesen, sich durch die Romantik der Alpenwelt anstecken zu lassen und ein höchst unvortheilhaftes Geschäft zu entriren. Noch an demselben Abende benutzte er den Eilwagen, welcher täglich um neun Uhr nach Salzburg abgeht, und kümmerte sich den Teufel darum, daß er die schönsten Partien des Salzkammerguts bei finsterner Nacht passirte. Die Postanstalt macht sich ja auch kein Gewissen daraus, ihren Cours in die Stunden der Nacht zu verlegen — was geht sie der Wolfgang-See, der Falkenstein, der Schafberg an, wenn sich nur Passagiere finden, welche sich auch nichts daraus machen oder gezwungen darauf verzichten!

In den spätern Abendstunden füllten sich die Gastzimmer wieder, Teller klapperten, Gläser klangen, Speisen dufteten. Die beiden Freiherrn, welche sich nur bei ihren Vornamen, Bruno und Franz, nannten, kamen fast zu gleicher Zeit von der Excursion, die sie getrennt unternommen hatten, zurück und nahmen an einem der kleinen Tische zum Souper Platz.

„Nun, Bruno, wer ist glücklicher gewesen?“ fragte Franz triumphirend.

„Was hast Du gewonnen?“ entgegnete der vorsichtiger Freund, der sich nicht ausließ.

„Statt der Hand die ganze volle Person!“ rief Franz. „Ich recognoscirte das Terrain, fand glücklich das Haus, unten wirthschafteten die Leibeigenen — der Vater der kleinen Braunen ging eben hinein, er ist Leibarzt der Fürstin. Nicht lange darauf erschien an dem Effenster, sich in ganzer Figur präsentirend, eine junge Dame — Bruno, sie war es, keine Andere konnte es sein!“

„Du erkanntest das Muster der Spitzen an ihrer Manschette wieder,“ sagte Bruno.

„Reize mich nicht!“ rief Franz. „Du möchtest gern meinen kalten, ironischen Mephisto spielen, aber dazu fehlt Dir nicht mehr, als Alles. Denn ich bin der Kalte, der Verstandesmensch — Du das Gefühl! Nur aus kalter Ueberlegung spähe ich der schönen, blassen Fremden nach, die Bekanntschaft durch den Anblick einer bloßen Hand ist frappant neu, ich hatte mir nach der Hand im Geiste das Bild der Eigenerin construirt und siehe! es paßt auf's Haar. Sie ist groß, elegant — nicht so üppig, als die Gräfin — wie hieß sie doch? — welche Dich entflammt hat, aber dafür auch nicht so alltäglich roth und weiß, sondern interessant blaß.“

„Mit undinenhaften Augen, nicht wahr?“ fragte Bruno.

„Undinenhaft? Was soll das heißen?“ entgegnete Franz ungeduldig.

„Da frage unsere Schriftstellerinnen, die sich das Wort elsterhaft nachplappern,“ antwortete Bruno. „Wassernix würde ich es übersetzen. Du bist freilich noch zu jung, um Undine gelesen zu haben. Wo haben wir in dem rapiden Leben der Gegenwart Zeit, uns um alte Literatur zu bekümmern? Kennst Du etwa Schiller und Göthe?“

„Was? Haben wir nicht vor kaum acht Wochen Don Carlos zusammen gesehen?“ rief Franz. „Und von Göthe — Göthe —“

„Duale Dich nicht!“ unterbrach ihn Bruno lachend. „Du hast von Göthe nichts gelesen und ich auch nichts. Wir sind froh, wenn wir uns an courant der pikantesten Tageserscheinungen halten. — Aber wieder zu Deiner Undine zu kommen.“

„Sie heißt Constance, ist ein Fräulein von Dreffurt und Gesellschafterin bei der Fürstin,“ versetzte Franz. „Ich bin nur noch darüber in Zweifel, wie ich ihre nähere Bekanntschaft machen soll, denn ihre

Dame ist sehr leidend und wird es auch wohl mit ihrem Range unverträglich halten, an öffentlichen Lustbarkeiten, Partien und dergleichen Theil zu nehmen. Vielleicht im Theater oder in der Kirche, hoffe ich.“

Am Nebentische hatten Damen und Herren Platz genommen und ihr lauter werdendes Gespräch zog die Aufmerksamkeit der beiden Freunde an, welche überhaupt, da ihnen soeben servirt wurde, Veranlassung fanden, sich nicht weiter mit phantastischen Dingen zu beschäftigen. Die Damen, welche sie während des Essens beobachteten, hatten für sie nichts Anziehendes, eine alte steife Matrone mit ellenlangem Gesicht, zwei beleibte Bierzigerinnen, ein blasses weißblondes Mädchen, nüchtern von Ansehen, das war Alles, aber zwei Herren, ihre Tischgenossen, welche sich ziemlich laut unterhielten, bewiesen, daß die ganze Gesellschaft den höhern Kreisen angehörte. Der Eine war ein starkgebauter Mann mit schwarzem Haar, dessen Schopf etwas struppig zu Berge stand; sein Gesicht hatte eine ziemliche Breite, die Augen blickten in kurzer Wendung hin und her, der Mund zeigte in der vorgeschobenen Unterlippe das Bewußtsein unbestrittener Autorität. Der Andere überragte ihn um eine Kopflänge, hatte kurzgehaltenes schneeweißes Haar, ein glattes, freundliches Gesicht und war in seiner ganzen Erscheinung zwar anspruchloser, aber dennoch vornehmer, als der Erstere. Vielleicht haben unsere Leser, welche in Ischl waren, die beiden Herren, welche sich oft zusammen fanden, einmal durch die Wirerschen Anlagen lustwandelnd in bürokratischen Gesprächen getroffen. Könnten wir hier den Ton ihres Dialects, denn vor Provinzialismen schirmte sie die allgemein-staatliche Grundlage ihrer Unterhaltung, wiedergeben, so würden sie gleich selbst errathen, welchen Regierungen sie ihre Dienste gewidmet hatten.

„Fürst Metternich ist also schon abgereist?“ fragte der Schwarze. — Der Weiße verbeugte sich höflich lächelnd.

„Das thut mir leid, sehr leid,“ fuhr der Schwarze fort. „Ich hätte den berühmten Staatsmann, die Centralsonne der Diplomatie, gern einmal wiedergesehen.“ — Der Weiße verbeugte sich abermals. „Hat er gealtert?“

„Davor schützt ihn der Genius, der ihm innewohnt,“ antwortete der Weiße. „Der Geist baut sich sein Haus.“

Worauf der Schwarze sich einige Male mit der Hand durch die Haare fuhr. „Auch Lord Brougham

ist schon fort," sagte er. „Ich bin offenbar zu spät gekommen. Aber, wie gesagt, auf uns ruhen wahre Bergelasten von Geschäften, die erst abgewälzt sein wollen.“

„Es wird sehr viel bei Ihnen geschrieben," bemerkte der Weiße lächelnd.

„Politisch, ja, seitdem wir es leider ein wenig freigegeben haben," erwiderte der Schwarze. „Damischt sich ein Jeder in Angelegenheiten, die man mit Unrecht öffentliche nennt, weil sie nicht öffentlich behandelt werden, da ist der höchste Staatsdiener nicht sicher, daß man seine Amtsführung beleuchtet. Ich bitte Sie!“

„Nun, das hat nichts auf sich," entgegnete der Weiße. „Die höchsten Staatsdiener können sich hoffentlich beleuchten lassen und müßten sich freuen darüber. Ich sprach aber nicht vom politischen, sondern von dem Schreiben des Geschäftsganges.“

„D da wird noch viel zu wenig geschrieben!" rief der Schwarze. „Überall sind noch Lücken, Nachlässigkeiten. Unser Geschäftsgang ist geregelt und fein, wie es nur der im römischen Imperium zur Zeit Diocletians war, aber man hat seine Noth, ihn aufrecht zu halten. Leider sind die Sitze unserer Collegien meist in großen Städten, wo die heillosen Vergnügungen unsere jungen Arbeiter von besserer Beschäftigung abziehen.“

„Hörst Du?" stieß Bruno seinen Freund an. „Actenschreiben! Nicht tanzen und jubeln.“

„Wohl uns!" sagte Franz, indem er sich behaglich mit dem Stuhle schaukelte. „Wohl uns, daß wir frei sind.“

„Wie?!" rief der Schwarze erstaunt über eine Bemerkung des Weißen, welche die Freunde nicht verstanden hatten. „Das sagen Sie?“

„D ja," erwiderte der Weiße gelassen. „Wir prüfen langsam, aber wir behalten das Beste. Verschrter, ich will lieber gar nichts geschenkt haben, als in übereilter Weise.“

Der Schwarze spülte das mit einem Glase Wein hinunter. — „Haben Sie die Fürstin schon gesprochen?" fragte er nach einer Weile. „Ich habe sie heute mit großem Gefolge ankommen sehen.“

„Nein," antwortete der Andere. „Sie ist sehr leidend, schrieb mir ihr Nefse, der bei der Legation angestellt ist. Ein trefflicher junger Mann und sehr reich. Drei Brüder im Staatsdienste, es ist sehr erfreulich,

wenn junge, unabhängige Leute denselben suchen und eine Ehre darin finden!“

„Siehst Du? Wir Pflichtvergessenen!" raunte Bruno seinem Freunde zu, welcher seit Erwähnung der Fürstin mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem andern Tische hinüber horchte.

„Ich kann Ihre Meinung nicht theilen," versetzte der Schwarze, die Augenbrauen in die Höhe ziehend.

„Reiche Beamte in untergeordneten Stellen sind für den Dienst keineswegs ersprießlich. Sie haben zu viel Rückhalt, weil sie den Stuhl vor die Thüre setzen können, sie sind unbequem, ermangeln des Respects, arbeiten nicht genug —“

„Darin habe ich gerade das Gegentheil gefunden," sagte der Weiße. „Wer freiwillig eine Pflicht übernimmt, pflegt sie gewissenhafter zu erfüllen, als der um das tägliche Brod dient.“

„Schöne Sentenz, unhaltbar in der Praxis!" versetzte der Erstere. „Nein, nein! Ich halte es mit tüchtigen, unbemittelten Arbeitern, die an ihr Amt gebunden sind und sich vor einer Vernachlässigung fürchten müssen.“

„Uns könnte man also nicht brauchen!" sagte Franz mit einem selbstgefälligen Lächeln. „Du hast fünf, ich siebentausend Gulden Einkünfte, wir wären also ganz unbrauchbare Menschen für den Dienst.“

„Morgen werden wir wohl die sämtlichen hohen Herrschaften in der Messe sehen?" fragte der Schwarze wieder. „Ich bemerkte wenigstens große Anstalten zur Ausschmückung der Kirche.“

„Es ist ein heiliger Festtag unserer Kirche," antwortete der Weiße. „Der Bischof von Einz ist angekommen, um morgen das Hochamt zu halten.“

„Ich freue mich besonders auf die Kaiserin Marie Louise," sagte der Schwarze. „Ich habe sie schon früher einmal gesehen, zu Paris im Jahre 1811 — was liegt dazwischen!“

Der Weiße zuckte ernsthaft die Achseln.

„Sehen wir?" fragte Franz seinen Freund. „Sie kommen nun auf langweilige politische Betrachtungen." Beide erhoben sich und gingen, verfolgt von den Augen der blassen Weißblondine, deren scharfes Gehör etwas von den Einkünften der beiden Jünglinge vernommen hatte.

Die Nacht war eingebrochen, am reinen Himmel funkelten die Sterne und mehr als ein Augenpaar freute sich noch spät, nach dem Wetter ausschauend, über den guten Anschein. Aber schon wenige Stunden dar-

auf plätscherte der Regen an die verschlossenen Jalousien der Wetterseite. Im Salzburgischen, sagen die Leute, regnet es nur ausnahmsweise nicht; wie viel mehr also im vergangenen traurigen Sommer!

Als der Morgen tagte, war der Himmel zwar noch grau, aber es regnete nicht mehr, und die Spitzen der Berge schienen frei zu sein. Doch hielt die Masse Jedermann in den Häusern und wer die wenigen bunten Regenschirme der Eingebornen durch das Städtchen wandern sah, hätte sich nicht träumen lassen, daß es eine so glänzende Menge beherbergte, als sie sich später zur Messe in dem beschränkten Kirchlein versammelte.

Der greise Bischof von Linz hielt das Hochamt, die Kirche war mit Bannern und Draperien geschmückt, der Weihrauch duftete, die Lichter flimmerten, ein melodischer Gesang frischer Chorstimmen ertönte. Am Altare fungirten die Priester im strahlenden Schmucke ihrer reichsten Gewänder, droben in den Logen sah man die anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie, unter denen Marie Louise von Parma, die Wittve Napoleons, die Aufmerksamkeit besonders der Fremden erregte und von der heiligen Handlung abzog. Wer konnte die erhabene Frau sehen, und nicht des gigantischen Schicksals gedenken, das mit dem ihrigen einst verknüpft gewesen war? Selbst die Feinde des Usurpators dachten jetzt milder über ihn und was er gefrevelt am heiligen Rechte der Völker, das schien er ja gesühnt zu haben durch seine Thaten und Leiden. Die raschen Söhne des Fortschritts — und deren gab es auch in Ischl, wie überall — fragten sogar, ob es in der Welt besser geworden durch seinen Fall, ob eine Soldatenherrschaft etwa die schlimmste sei — ob nicht wieder ein Meteor, gleich ihm, recht ersprießlich wäre, die Wolken, die sich wieder dumpf und finster über die Köpfe lagern, mit einem Flammenschwerte zu zerreißen. Sie vergessen nur dabei, daß ein Meteor die Nacht, wenn es verschwunden ist, um so finsterner macht und daß wir einer klaren, wärmenden Sonne bedürfen, um die Keime, die sich regen, zur Blüte und zu Früchten gedeihen zu lassen. Die Sonne aber geht ihre ruhige Bahn und wird die Nebel und Wolken, die sich ihr aufdringen, schon verscheuchen.

Das Schiff der Kirche war gedrängt voll, man sah die breiten weißen Filzhüte der Bäuerinnen neben den Goldhauben der Bürgerfrauen und den coquett geknüpften schwarzen Kopftüchern der Mädchen, schlichte und elegante Toiletten der Fremden, eine wahre Mu-

sterkarte des Geschmacks. Die Männer standen getrennt von den Frauen, wie es die Kirchenordnung vorschreibt, und nicht Alle hegten fromme Gedanken, folgten der Symbolik der heiligen Ceremonien, deren jede ihre tiefe Bedeutung hat, und hörten auf die Worte der Erbauung. Viele, besonders die fremden und jungen, ließen ihre Blicke gar weltlich schweifen und die beiden reichen unabhängigen Freiherrn, welche die Messe nur aus leichtfertigen Rücksichten besucht hatten, waren vielleicht diejenigen, welche ihren andächtigen Nachbarn das meiste Aergerniß gaben. Sie hatten schon Zwei, nach denen sie spähten, entdeckt: die Gräfin Kippach und die kleine unschuldige Tochter des Arztes, welcher der Baron Franz die Einsamkeit aus reinem Mitleide zerstreuen wollte. Ida schien dessen aber nicht mehr zu bedürfen, denn sie war offenbar mit der Gräfin Kippach, neben der sie saß, gekommen. Bruno hatte nur Augen für die schöne Frau, welcher die Andacht, alles Irdischen vergessend, ein wahrhaft madonnenartiges Ansehen gab, Franz schielte zwar auch mit seinen lebendigen blauen Augen nach der blühenden Brünette, aber er hatte noch ein anderes Ziel und ruhte nicht, bis er es erreicht hatte.

„Dort ist sie,“ sagte er in großer Freude zu Bruno. „Dort das edle Profil zwischen den beiden Dicken von gestern Abend. Unverkennbar, sie ist es.“

Bruno schenkte der bezeichneten Dame einen langen Blick. „Sie ist in der That interessant,“ sagte er.

Fortan sehnte Franz das Ende der Messe herbei, wo er sich in die Nähe der schönen Constance zu drängen und einen Blick in ihre Augen zu thun hoffte. Sie hielt dieselben auch heute, wie sie es in ihrem Hause gewohnt war, fast starr zu Boden gesenkt, was ihrem ernstern Antlitz einen Anstrich strenger Trauer gab.

„Eine famose Sittsamkeit!“ flüsterte Franz. „Siehst Du eine Dame, die nicht wenigstens verstohlen einmal einen Seitenblick thut? Ihre Augen müssen prachtvoll sein, nach den glänzenden Rabenlocken, nach den schneeweißen Lidern zu urtheilen.“

Endlich war die Stunde der Andacht vorüber, die Versammlung verließ die Kirche, aber in dem dichten Gedränge der Menschen wurde es den Freunden trotz aller Anstrengung unmöglich, in die Nähe der interessanten Fremden zu gelangen, welche ihren Blicken entchwand, ehe sie die Kirchenthüre erreichen konnten.

„Nehmen wir den kleinen Ersatz, der uns geboten wird,“ sagte Franz und deutete auf die Gräfin und Ida, welche vor ihnen hergingen. Aber in dem

selben Momente gesellte sich der Ehemann und Doctor Sill, welche sich Platz gemacht, zu den Frauen und nahmen sie so in Anspruch, daß die jungen Herren ihre Idee, sie zu begleiten, aufgaben. Da standen Beide, wie verabredet, still, sahen sich nicht eben geistreich an und brachen dann in ein lautes Gelächter aus.

„Du hast Unglück, Freund,“ sagte Bruno. „Wir müssen uns trennen.“

Jene Vier benutzten den regenfreien Augenblick, um den Calvarienberg, dicht an der Stadt zu ersteigen, wo sich die beste Aussicht auf Ischl und seine nächste Umgebung bietet. Im unbefangenen Gespräch kamen sie oben an und freuten sich des landschaftlichen Bildes, das unter ihnen und um sie her aufgerollt war. Von den Stufen der Kirche sahen sie hinab in das Kesselthal, gerade vor ihnen lag die Stadt mit ihren zerstreuten Häusern und den hervorstechenden hübschen Gebäuden, sie konnten das Amtshaus und vor ihm das kolossale Brustbild Wirers auf seinem Postament sehen: des Arztes, welchem Ischl seinen Ruf verdankt, weshalb auch „das dankbare Ischl“ seinem Wohlthäter jenes Denkmal gesetzt, Anlagen geschaffen, selbst einer neuen Straße seinen Namen gegeben hat. Jenseit floss parallel die Traun, aus einem Seitenthale links eilte ihr die Ischl zu, mächtige Bergmassen thürmten sich zwischen beiden Thälern auf und andere, nicht minder gewaltig, bildeten ein Niesenamphitheater, welches jeden Beschauer mit stummer Bewunderung füllt. Darüber sah der weiße Kollowratthurm hernieder, unten war Alles grün und lieblich, das gemähte Getraide, das der viele Regen nicht trocknen ließ, hing noch an den einzeln stehenden „Holzreutern“.

Aber während die Fremden, zu denen sich auch Andere gefunden hatten, im Schauen begriffen waren, und Einige, die Gräfin und Ida unter ihnen, die Bergeshalde hinter dem Kirchlein besuchten, die sanft aufsteigend mit ihrer Lannennacht, den heiligen Bildern und dem wild einsamen Character einen wunderbaren Eindruck macht, braute es schon Unheil an den Bergen. Weiße Flecken erschienen, schwellen und schwebten im seltsamen Spiel, aber sie senkten sich nicht, sondern stiegen und zogen hinaus, hinauf; immer neue, immer größere Wolken bildeten sich, schon fielen einzelne Tropfen, die Schirme mußten aufgespannt werden und im vollen Regen langte die niedersteigende Gesellschaft im Städtchen an.

„Hier wohnen Sie?“ fragte die Gräfin, einen Blick nach den Fenstern des kleinen Häuschens wer-

send, an dessen Thüre Ida Abschied nahm. „Ich werde Sie nächstens besuchen, aber kommen Sie auch zu mir.“

Das versprach Ida und sie trennten sich. „Es ist doch ein wahres Glück für mich, daß ich diese liebenswürdige Frau kennen gelernt habe,“ sagte sie zu ihrem Vater. „Ich wäre allein verkommen.“

„Mein Kind, es giebt Situationen, die Du nicht vorziehen würdest,“ antwortete der Vater. „Ich habe Dir von der jungen Dame erzählt, welche ich bei der Fürstin getroffen habe. Die ist nicht allein, aber ich glaube nicht, daß Du mit ihr tauschen würdest, denn sie kann bei der nervös empfindlichen Frau unmöglich gute Tage haben, sie wagt ja nicht einmal ein Auge aufzuschlagen, nicht einmal gegen mich. Sei zufrieden, meine Ida, Du bist doch wenigstens nicht abhängig — außer von mir, so lange es Gott gefällt!“ setzte er hinzu.

„Lieber Vater, sprich nicht so häßlich!“ sagte Ida und küßte ihn.

Er drückte sie stumm an sich, der Gedanke, welcher ihm plötzlich gekommen war, erschreckte ihn selbst. Wenn ihn der Tod plötzlich hinwegriß, ehe es seinen Bestrebungen gelungen war, ihr eine sorgenfreie Zukunft zu hinterlassen, in welcher hilflosen Lage blieb sein zärtlich geliebtes Kind, das er so sorgfältig erzogen, vor jedem unfreundlichen Lüftchen des Lebens behütet hatte, in der Welt zurück? Noch nie hatte er den Wunsch gehegt, sie bald zu verheirathen, aber er kam ihm jetzt. Doch ließ er sich von Allem, was sein Inneres bewegte, nichts merken, sondern nahm mit erkünsteltem Gleichmuth von Neuem Stock und Schirm, um zur Fürstin zu gehen, bei welcher er vor der Messe schon einmal gewesen war.

„Erzähle mir viel von der jungen Dame, wenn Du wieder kommst,“ bat ihn Ida.

(Fortsetzung folgt.)

### Miscellen.

(Der Gastwirth als Kunstfreund.) Vor einiger Zeit lebte in H . . . ein vortrefflicher Gasthofbesitzer, der eine besondere Vorliebe für das Theater und die Schauspieler hatte, ja selbst Bühnenstücke schrieb, von denen eines oder das andere auch zur Aufführung gekommen ist. Einst kehrte nun ein engagementsuchender reisender Künstler in dem Gasthause unseres Kunstfreundes ein und wohnte lange in demselben, ohne daß sich seine Aussichten für die Zukunft besserten. Seine Beche

stieg zu einer immer grauenhafter werdenden Höhe an und er wußte nicht, wie er sie bezahlen sollte. Da gab ihm die Verzweiflung ein eigenthümliches Mittel ein, die drückende Sorge um die Beche los zu werden. Einst tief in der Nacht begann er wie toll in seinem Zimmer auf- und abzugehen und laut zu sprechen. Sein Zimmer befand sich über dem Schlafzimmer des Wirthes, der durch den Lärm aus dem Schlafe erweckt und an dem Wiedereinschlafen gehindert wurde. Eine ziemliche Weile ertrug er geduldig den Lärm, da derselbe aber gar nicht enden wollte, nahm er sich vor, zu dem Künstler hinaufzugehen und Ruhe zu gebieten. Er ging wirklich, kam an die nicht verschlossene Thüre, öffnete sie und trat in das Zimmer hinein. Der Schauspieler that, als sehe er ihn nicht, und declamirte fortwährend wie in höchster Begeisterung aus einem Buche, das er in der Hand hielt. Das Gesicht des Wirthes, der im höchsten Unwillen erschienen war, heiterte sich plötzlich auf, er blieb tief ergriffen an der Thüre stehen und hörte lange zu, bis er in einer Pause den Künstler dankend in die Arme schloß, denn er hatte erkannt, daß dieser eines seiner Stücke declamirte. Der Künstler erzählte dann, sich entschuldigend, das Stück sei ihm den Abend vorher in die Hände gefallen, er habe darin gelesen und sei durch dasselbe so begeistert worden, daß er unwillkürlich laut und lauter gelesen und die Hauptrolle gespielt habe, als stehe er auf der Bühne. Der kunstfreundliche Wirth zerriß die Rechnung des Künstlers und behielt denselben noch mehrere Wochen bei sich.

(Zwei umherziehende singende Knaben.) Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebten in einem kleinen Dorfe der Ukraine, nahe bei Charkow, zwei arme verwaiste Knaben, Iwan und Platon, die ihren Unterhalt durch Spielen und Singen zu verdienen suchten. Sie wuchsen so allmählig heran und Iwan wurde mehr und mehr von der Sehnsucht gequält, aus diesem elenden Leben herauszukommen. Er schlug dem Bruder vor, in die glänzende Hauptstadt zu wandern, wo ihnen das Glück vielleicht günstiger sei, aber Platon vermochte es nicht, sich von der Heimath zu trennen. Iwan führte endlich, da er den Bruder nicht zu bewegen vermochte, seinen längst gehegten Plan allein aus, bettelte sich nach Petersburg durch und kam da an. Nach fünf Jahren finden wir ihn als Sänger in der Kapelle der Kaiserin Elisabeth und als schönen zwanzigjährigen Jüngling wieder. Die Kaiserin bemerkte ihn; bald war er der glückliche Günstling der Beherrscherin aller Reußen und schnell stieg er von Stufe zu Stufe höher empor; er wurde Oberkammerherr, Admiral und Fürst. Ein Jahr verging und wie in ganz Rußland, sprach man auch in der Ukraine viel von dem mächtigen Günstlinge. Auch der arme Platon in seinem Dorfe bei Charkow hörte von dem Glücklichen, und er zweifelte nicht, daß derselbe sein Bruder sei, der ihn seit der Trennung gänzlich vergessen. Vielleicht, dachte er, mache ich in Petersburg auch mein Glück, und er zögerte nicht länger, sondern brach nach der Hauptstadt auf. Arm und erschöpft

kam er da an und fragte nach dem Fürsten Rasumowski. Jedes Kind in der Stadt kannte diesen Namen und Platon fand also leicht den Weg zu dem Palaste desselben. Er wollte in denselben hineingehen, da ja dieser Fürst sein Bruder war, aber die Dienerschaft vertrat dem zerkümmerten Bauer den Weg und warf ihn endlich hinaus auf die Straße. Traurig schlich der Arme davon, aber jeden Tag erschien er demüthig wieder an dem Palaste und bat vergebens eingelassen zu werden. Eines Abends endlich erblickte er auf dem Balcon einen Mann, er ahnte in demselben seinen Bruder und begann leise ein Lied zu singen, das sie oft mit einander als Knaben in den Straßen von Charkow gesungen hatten. Der Mann auf dem Balcon zuckte zusammen und entfernte sich schnell. Bald darauf stürzten vier Haiducken aus dem Palaste, die den armen Platon ergriffen und ihn in einen Wagen brachten, der blizschnell von anderen Dienern bespannt wurde, und nach kurzer Zeit mit dem Gestächten in Galopp davonjagte. Der Schmerz über die Liebslosigkeit des Bruders, die Ermattung und der Hunger überwältigten ihn und er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen, niedrigen Gemache, in das durch ein kleines Fenster ein mattes Licht hereinfiel. Platon glaubte in einem Kerker zu sein. Da mit einem Male ließ sich eine demüthige Stimme neben ihm vernehmen, die den armen Straßensänger Excellenz titulirte und fragte, ob er etwas befehle, ob er zu essen verlange, ob er andere Kleidungsstücke anzulegen wünsche. Der Fragende war der Oberst Sprauskoi, der die Thüre des merkwürdig schaukelnden Gefängnisses öffnete und winkte. Bald darauf erschienen die vier Haiducken wieder, die einen mit den kostbarsten Speisen gedeckten Tisch hereintrugen. Platon glaubte, er solle vergiftet werden, war aber des Lebens so überdrüssig, daß er den Tod willkommen hieß, und also eifrig zu essen ansang. Der Bruder des Fürsten Rasumowski starb indeß nicht von diesen Speisen; er überzeugte sich ferner, daß er sich nicht in einem Kerker, sondern auf einem großen Schiffe befinde, das schnell auf dem Meere dahinschwamm. Er fragte den Oberst Sprauskoi, der unterthänig nach seinen Befehlen sich erkundigte, was das Alles zu bedeuten habe, aber der Oberst zuckte schweigend die Achseln und antwortete nur, er dürfe erst Aufklärung geben, wenn sie in Frankreich angekommen sein würden. Die Fahrt ging glücklich von Statten, Platon wurde während derselben von Allen als Gebieter behandelt und als das Schiff an der französischen Küste anlegte, übergab ihm Sprauskoi einen Brief von dem Fürsten Rasumowski, in welchem derselbe seine Freude darüber aussprach, daß er ihn endlich in Petersburg aufgesucht habe, aber auch hinzusetzte, er könne ihn jetzt, wie er sei, nicht bei sich aufnehmen; er möge nach Paris eilen, wo der russische Gesandte bereits die betreffenden Weisungen erhalten habe. Wenn er zurückkomme, werde er dem geliebten Bruder Alles erklären, was ihm noch dunkel sei. Er brach mit den Haiducken nach Paris auf, wo der Gesandte ihm eine bedeutende Summe Geld auszahlen ließ, wo er bald bei Hofe vorgestellt und als Bruder des mächtigen Fürsten

Rasumowski glänzend aufgenommen wurde, und sich in kurzer Zeit zu einem vollendeten Hofmanne ausbildete. Nach etwa neun Monaten hielt ihn Sprauński für vollkommen geeignet, am russischen Hofe zu erscheinen, und sie kehrten nach Petersburg zurück. Das Wiedersehen der beiden Brüder war rührend; auch die Kaiserin nahm Platow freundlich auf und nach einem halben Jahre war derselbe zum Feldmarschall ernannt. Später ging er mit einem wichtigen diplomatischen Auftrage an den Hof von Berlin; aber trotz der Größe, die er in so wunderbarer Weise erreicht hatte, blieb sein Herz edel, wie es immer gewesen, und seine Bauernkleidung bewahrte er als heilige Reliquie auf.

(Die rothen Beinkleider der französischen Soldaten als Amulette.) Die Franzosen haben bekanntlich nicht bloß in Algier, sondern auch am Senegal häufig mit den Eingeborenen zu kämpfen, wenn auch der Kampf am letzteren Orte nicht so wichtig ist, als am ersteren. Die Neger am Senegal sind sehr abergläubisch und setzen namentlich großes Vertrauen auf Amulette, die sie Gris-gris nennen. Diese Gris-gris sind für sie von der allergrößten Wichtigkeit, denn sie geben ihnen Gesundheit, schützen sie vor Schlangenbissen, machen sie unverwundlich und unsterblich. Sie bestehen aus den wunderbarsten Dingen, aus einem Affenzahne, einem Schafshorne, einem Verse aus dem Koran, aus einem Büschel Kameelhaar etc., und werden von den Marabouts verkauft, die dadurch sich eine hübsche Einnahme verschaffen. Ein Häuptling, der in den Krieg zieht, ist gewöhnlich vom Kopfe bis zu den Beinen mit solchen Gris-gris behangen und glaubt in Folge davon unverwundbar zu sein. Ob sie nun gleich trotzdem häufig unter den französischen Säbeln und Kugeln bluten müssen, so geben sie doch den Glauben an die Gris-gris nicht auf; sie meinen nur, der Marabout habe ihnen falsche verkauft, und rächen sich bisweilen schrecklich an ihm. Ein Dorf von Schwarzen, das von Franzosen bedroht wurde, mochte durchaus nicht nachgeben, weil der Marabout versichert hatte, er vermöge durch Gris-gris ihre Hütten vor den Kugeln zu schützen. Er setzte sehr viel davon ab und jedes Haus wurde mit einem Gris-gris behangen, worauf die Neger in den Wald entflohen. Leider stand, als die armen Teufel zurückkamen, kein einziges Haus mehr, denn die Franzosen hatten das ganze Dorf zusammengeschossen. Das Erstaunen der Schwarzen war groß, ihr Zorn aber noch größer; sie ergriffen den unglücklichen Marabout, der ihnen die Gris-gris verkauft hatte, und brachten ihn unter den schrecklichsten Qualen ums Leben. Am gesuchtesten sind jetzt dort als Gris-gris die rothen Beinkleider und die blauen Jacken der africanischen Jäger. Die Neger haben nämlich mehrmals gesehen, daß die französischen Soldaten sich kühn und immer mit Glück in die Gefahren stürzten und hegen nun den festen Glauben, die Fremden würden durch ihre rothen Beinkleider, die stärksten Gris-gris in der Welt, geschützt. Auch haben die Franzosen diesen Aberglauben sehr bald zu benutzen gewußt, indem sie alle alten rothen Bein-

kleider verkaufen, die dann die Neger nicht etwa anziehen, sondern umhängen. Man hat reiche Häuptlinge gesehen, die mit vier Paaren und noch mehr alter rother französischer Soldatenpantalone behangen, stolz einhergehen.

(Seltsame Münzen.) Queretaro in Mexico hat, wie ein Engländer erzählt, der das Land gezwungen, d. h. als Gefangener durchreisete, seltsame Gebräuche. Er kaufte da sechs Stück sehr schöne Orangen und gab einen Dollar hin. Die Verkäuferin konnte nicht wechseln und ein Corporal erbot sich, den Dollar anderswo in kleine Münze umsetzen zu lassen. Nach etwa zehn Minuten kam er zurück und brachte in seinem Taschentuche eine ziemlich ansehnliche Last zurück. „Was ist das?“ fragte der Engländer, als er vierundsechzig Stücke — Seife von einer Form und Größe erblickte. „Was soll ich mit der Seife anfangen? Ich brauche sie nicht.“

„Sie ist die Landesmünze,“ antwortete der Soldat; „man hat hier keine andere.“

Und so ist es; die Bewohner von Queretaro haben keine andere kleine Münze als diese Seifenstückchen, die mit dem Wappen der Stadt und dem des Mannes gestempelt sind, welcher das Recht hat, sie zu verfertigen. Es ist aber nicht verboten, sich mit diesem seltsamen Gelde zu waschen. Nur wird dies für die Leute dort etwas kostspielig, weil die Seifenstückchen nichts mehr gelten, sobald das Stadtwappen darauf nicht mehr sichtbar ist.

### Generalcorrespondenz.

Daß Berlin immer mehr zu einer großen Stadt wird, zeigt sich durch allerlei Umstände, auch dadurch, daß es neue Kirchen und — Theater baut. Der Solotänzer Paul Taglioni hat die Erlaubniß erhalten, erzählt man, ein neues Theater zu erbauen, das hauptsächlich „dem Vergnügen der höchsten Stände“ gewidmet sein soll. Was heißt das? Soll das neue Theater vielleicht ausschließlich ein Schauplatz für Ballette sein? — In dem königl. Theater wurde kürzlich Tieck's „Blaubart“ aufgeführt, der das Publicum, wie nicht anders zu erwarten, höchlich langweilte; auf das Einstudiren dieses Stückes, das allerdings den Vorzug hat, nicht neu zu sein, war aber der lobenswerthe ausdauerndste Fleiß verwendet worden. —

Prof. Kugler in Berlin hat in dem „Kunstblatte“ einen Auspruch zu thun gewagt, der viele Kunstfreunde erschrecken wird. Er vergleicht nämlich die berühmte Holbeinsche Madonna in der Dresdener Galerie mit einem, wie er sagt, ganz gleichen Gemälde in Berlin im Besitze Ihrer K. Hoheit der Prinzessin Marianne und kommt zu dem Schlusse, das Berliner Bild sei das ursprüngliche Exemplar und als solches eines der höchsten Meisterwerke des großen deutschen Künstlers. „Wie es sich hiernach mit dem Dresdner Bilde verhalte,“ fährt er fort, „wage ich zur Zeit nicht geradezu zu entscheiden. So wenig sich Holbein's Hand in den laicenden Portraitfiguren

desselben zu verläugnen scheint, so möchte ich sie doch nicht unbedingt in der Madonna mit dem Kinde anerkennen. Es dürfte etwa anzunehmen sein, daß Holbein die Wiederholung mit anderweitiger Beihilfe gefertigt habe." —

Bei der Ernennung der Sherifs für die Grafschaften in England geht die Königin, um vollkommen unparteiisch zu verfahren, nach einem eigenthümlichen, sehr alten Herkommen zu Werke. Es werden ihr drei Männer für jede erledigte Sherifsstelle vorgeschlagen und die Namen dieser Männer sind auf einen langen Pergaments- oder Papierstreifen geschrieben. Auf der Rückseite dieses Namenverzeichnisses befinden sich, genau den Namen auf der Vorderseite entsprechend, schwarze Striche. Die Königin nimmt nun diesen Streifen, dreht ihn um und sticht mit einer Nadel oder einem andern scharfen Instrumente in so viele schwarze Striche auf der Rückseite, als Sherifs zu ernennen sind und der Mann, dessen Namen so durch einen Stich bezeichnet wurde, ist zum Sherif ernannt. Dies Verfahren heißt *pricking of the sheriffs' roll*. —

Laubes neuestes Stück, „Struensee“, das bisher in Stuttgart, Mannheim und München mit großem Beifall aufgeführt worden war, hat kürzlich auch in Dresden den verdienten glänzenden Erfolg gehabt. —

Am 28. Januar starb Ernst Houwald, dessen „Leuchtturm“, „Bild“ u. s. w. vor etwa zwanzig Jahren auf allen deutschen Bühnen gern gesehen wurden. —

In London ist kürzlich die weltberühmte Portland-Baſe, jenes allbewunderte antike Kunstwerk, durch einen Bubenmuthswillig in Stücke zerschlagen wurden. — Sie wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts in der Nähe von Rom in einem Grabe gefunden, zierte zweihundert Jahre den Palast Barberini und kam dann nach England, 1810 schenkte sie der Herzog von Portland (nach dem sie nun genannt wurde) dem britischen Museum. Ihr Geldwerth wurde annäherungsweise zu 7000 Thlr. angenommen. —

Vor einiger Zeit fiel ein Maure, ein Häuptling der Trarzas am Senegal, in die Gefangenschaft der Franzosen, gegen welche er lange mit unbeugsamen Muth gekämpft hatte. Der französische Gouverneur ließ ihm die Freilassung anbieten, wenn er auf den Koran schwören wolle, niemals die Waffen gegen die Franzosen zu führen; aber der Maure, ein ächter Nachkomme der Abencerragen, wollte weder seinen Haß gegen die Feinde vergessen, noch den einmal geschworenen Eid brechen und zog deshalb vor — in der Sklaverei zu bleiben. Liegt darin nicht etwas, das an die schönste Zeit der Mauren in Spanien erinnert? —

Große Artigkeit! Ein englischer Richter wurde kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß er sich geirrt und ein Deportationsurtheil gegen einen Mann ausgesprochen habe, der eines Capitalverbrechens schuldig befunden worden war. Der Richter ließ sogleich den bereits aus dem Saale abgeführten Ver-

brecher wieder hereinführen, setzte seine Perrücke und schwarze Mütze wieder auf und sprach: „Gefangener, ich bitte um Verzeihung.“ Dann sprach er das — Todesurtheil über den Mann aus. —

In einer neuen englischen Schrift fanden wir folgende geistreiche Bemerkung: „Wie viel Character liegt in dem Lachen! Man kennt einen Menschen nicht eher genau, bis man ihn lachen hörte, bis man weiß, wann und wie er lacht. Es giebt Gelegenheiten und Stimmungen, in denen ein Mann, mit welchem man lange umgegangen ist, uns durch ein Lachen, das offenbar gerade aus seinem Herzen kommt und das wir nie vorher von ihm gehört hatten, uns mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Selbst an sonst lebenswürdigen Frauen kann man diese Bemerkung machen. Wie in manchem Herzen ein milber Engel ungeschen und ungeahnt schlummert bis ein glücklicher Augenblick ihn erweckt, so schläft oft tief im Hintergrunde eines sonst freundlichen und lebenswerthen Characters ein Dämon der Gemeinheit, der plötzlich erwacht, wenn etwas Derbkomisches zu der entlegenen Tiefe des Geistes dringt.“ —

Die Secte der Mormonen in den Vereinigten Staaten von Nordamerica, die eine immer größere Verbreitung zu gewinnen scheint trotz der Abergläubigkeit ihrer Lehre, hat in der von ihr gegründeten Stadt Nauvoo, die ihre heilige Stadt werden soll, den Bau eines Tempels begonnen und zwar auf dem Gipfel eines Berges, von dem aus das Auge nach allen Seiten hin fünfundzwanzig Meilen weit die Umgegend zu überschauen vermag. Etwas Seltsameres als dieser Bau läßt sich nicht leicht denken. Jeder seiner ungeheuern Pfeiler ruht auf einem Piedestal, d. h. einem sehr großen Felsenblocke, auf dessen vier Seiten die vier Mondesviertel, so wie man sie gewöhnlich in den Kalendern sieht, in Relief dargestellt sind. Die Kapitäl dieser sechszehn Klaster hohen Pfeiler sind ebenfalls von ungeheuern Felsenstücken gebildet und jedes stellt eine Sonne in seltsamer Form dar. Ueber diesen Kapitälern ragen zwei ungeheure Hände hervor, welche zwei sich kreuzende Posaunen halten. Im Innern besteht das Gebäude aus einem großen Saale von 42 Klaster Länge und 25 Klaster Breite. Drei reiche carmoisinrothe Draperien, die von der Decke bis zu Mannshöhe herunterreichen, theilen die obere Partie in drei Theile. In diesem Saale giebt es weder Bänke, noch Stühle, noch Kissen, überhaupt keine Geräthe. In dem Gewölbe darunter befindet sich das Taufbecken, das genau nach dem ehernen Becken in dem Tempel Salomons geformt werden soll. Dieses Becken, das etwa zwei Klaster in Quadrat mißt, liegt auf dem Rücken von zwölf ungeheuern Stieren mit langen Hörnern, die bis an die Knie in Wasser stehen. Die Ausführung dieser ehernen Stiere soll nichts zu wünschen übrig lassen. Sie werden verguldet. Um die Kosten für die Herstellung des Haupttempels nicht zu hoch anwachsen zu lassen, arbeitet jeder Anhänger der Secte wenigstens einen Tag unentgeltlich mit an dem Bau. —